Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, President.

1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407--6th Ave.

Application for a Permit to print, publish and distribute the Taegliche Omaha Tribuene free from the restrictions of Section 19 of the Trading with the Enemy Act, approved October 6, 1917, insofar as they relate to filing of translation of certain matter with the postmaster, applied for with the Postmaster General on October 6, 1917.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Donnerstag, den 18. Oktober 1917.

(True translation filed with the postmaster at Omaha, Neb., on Oct. 18, as required by the act of Oct. 6, 1917.)

Die Preßzensur in Kraft.

Das neue Gesetz zur Regelung des Handels mit dem Feinde ist jetzt in Kraft getreten—ein Gesetz, das den fremdsprachigen Zeitungen schwerwiegende Beschränkungen auferlegt und sie einer strengen Zensur unterwirft. Paragraph 19 dieses Gesetzes schreibt vor, daß alle in nichtenglischer Sprache erscheinenden Zeitungen, Zeitschriften und sonstigen Publikationen nur dann Kriegsdepeschen, die Kriegspolitik der Regierung und der Alliierten und Leitartikel über den Krieg in ihrer Sprache veröffentlichen dürfen, wenn mit der betreffenden Ausgabe der Zeitung dem Postmeister eine wahre eidliche beglaubigte Uebersetzung zugestellt wird. Die Uebersetzungspflicht fällt nur für diejenigen Zeitungen fort, die im Besitz eines vom Generalpostmeister aufzustellenden Erlaubnisscheines (Permits) sind.

Die „Freie Presse" hat sofort nach Annahme des Gesetzes beim Generalpostmeister in Washington ein formelles Gesuch um ein „Permit" eingereicht, denselben bis jetzt aber noch nicht ausgestellt erhalten. Wir haben jede Hoffnung und allen Grund diese Erlaubnis zu bekommen, da sich die „Freie Presse" stets als loyale amerikanische Zeitung gezeigt und die Interessen dieses Landes in jeder Krisis, also auch in der jetzigen Kriegszeit über alles andere gesetzt hat. Die Ausstellung dieser Permits nimmt jedoch, bei der Arbeitsüberhäufung der Regierungs-Departements längere Zeit in Anspruch und solange die Permits nicht verabfolgt, muß das Gesetz befolgt werden. Unsere Leser werden deshalb an den künftigen Ausgaben unserer Zeitung sehen, daß wir das Gesetz befolgen. Die Anmerkungen sind überall über den Artikeln zu finden.

Wir möchten an dieser Stelle einen Appell an unsere werten Leser richten, ihrer Presse in der jetzigen kritischen Zeit treu zur Seite zu stehen. „Treue um Treue!" Wir haben stets für das Wohlergehen dieses Landes geschrieben und gestritten und es ist bedauerlich, daß man einer Zeitung, die dem Volkswohl zu dienen sich redlich bestrebt hat, solche Schwierigkeiten aufbürdet. Aber es ist Gesetz und wir haben das Gesetz zu befolgen, bis die Bürde erleichtert wird. Daß das recht bald geschehen möge, durch die Erlangung eines „Permits", das ist unser ernstlicher Wunsch und zuversichtliche Hoffnung.

Lizensierung der Nahrungsmittel-Händler.

Die Absicht der Bundesregierung, alle im Nahrungsmittelgeschäfte tätigen Personen vom 1. November an zu lizensieren, ist ohne Frage ein Schritt in der rechten Richtung. Es setzt den Bundes-Nahrungsmittel-Kontrolleur in die Lage, die Transaktionen in dieser Geschäftsbranche genau zu überwachen und diejenigen, welche mit den notwendigsten Lebensbedürfnissen Wucher zu treiben versuchen, durch Entziehung der Lizens einfach kalt zu stellen.

Das Gesetz über die Lizensierung des Nahrungsmittel-Handels macht die Grossisten und die größeren Detailverkäufer direkt dem Nahrungsmittelamt gegenüber verantwortlich und dieses Verantwortlichkeitsgefühl allein wird viel dazu beitragen, die Auswüchse, die sich jetzt gerade im Nahrungsmittelhandel bemerkbar machen, zu beschneiden.

Ueber jedem Händler, der übermäßige Profite verlangt, hängt das Damoklesschwert der Lizensentziehung. Schon aus diesem Grunde werden die Preistreibereien zum großen Teile verschwinden, denn die Lizensierung bedeutet nicht nur eine Erlaubnis, Handel zu treiben, sondern gibt dem Nahrungsmittelamt auch eine Handhabe zur Ueberwachung des Geschäftes, speziell der Kühlspeicher, die sich bisher als das probateste Mittel für Preistreibereien erwiesen haben.

Der Uebervorteilung des Publikums sollte und muß ein Ende gemacht werden.

Fisch für Fleisch.

Die teuren Preise, die jetzt für Fleisch und die meisten sonstigen Nahrungsmittel gezahlt werden müssen, lassen den Blick nach passenden Ersatzstoffen umherschweifen. Der Amerikaner war bislang ein starker Fleischesser, und es fällt ihm schwer, auf sein gewöhntes „beef" und „pork" zu verzichten, so lange ihm nur Vegetabilien als Ersatz zur Verfügung stehen. Allen Behauptungen der „eingefleischten" Vegetarianer zum Trotz wird er, da sein Magen sich nun einmal an übermäßigen Fleischgenuß gewöhnt hat, nach einer fleischlosen Hauptmahlzeit das Gefühl nicht los, daß er hungrig geblieben ist. Die Natur der Menschen ist auch sehr verschieden. Der eine ißt wenig, der andere sehr viel. Das braucht durchaus nicht immer bloß Gewohnheit zu sein. Manche Körper verbrauchen eben mehr Nahrung als andere. Es ist mit ihnen wie mit den Oefen, die auch nicht alle die gleiche Menge Kohlen verbrennen und auch hinsichtlich ihrer Empfindlichkeit für die Qualität nicht über einen Leisten gebaut sind. In einem so reichen Lande, wie die Ver. Staaten es sind, sollte aber auch der stärkste Esser satt werden können.

Wird das Fleisch unerschwinglich, so sollte man eben den Fischverbrauch steigern. Die Ver. Staaten, ganz Nordamerika, sind voll von fischreichen Flüssen und Seen, und die Weltmeere, welche die Gestade des Kontinents bespülen, bergen ihrer noch mehr. Der Fischkonsum ist hierzulande noch einer gewaltigen Steigerung fähig. Man sollte diese Möglichkeit voll ausnützen. Allerdings ist der Fischfang im Binnenlande sowohl, als auch an der Atlantischen und Pazifischen Küste allerhand gesetzlich festgelegten Einschränkungen unterworfen. Darum wäre es angebracht, wenn die in Betracht kommenden Behörden—es sind fast durchweg staatliche—für die Kriegszeit eine Aufhebung der den Fischfang einengenden Bestimmungen in schleunige Erwägung ziehen wollten. Im Osten, insbesondere im Staate Massachusetts, ist der Anfang dazu bereits gemacht worden. Die anderen atlantischen Staaten werden, wie aus einer Mitteilung des Nahrungsmittelverwalters hervorgeht, aller Wahrscheinlichkeit nach folgen. Im Binnenlande sollte man, wenn irgend möglich, dem gegebenen Beispiel nacheifern und auf diese Weise der Masse der Bevölkerung zu billiger Nahrung verhelfen. Außerordentliche Zeiten gebieten außergewöhnliche Maßnahmen. Die englische Regierung hat vor kurzem die Aufhebung aller Beschränkungen des Seefischfangs angeordnet, um die Ausbeute zu vermehren. Auch hierzulande sollte eine derartige zeitweise Geltung habende Begünstigung der Fischerei möglich sein, und zwar nicht nur an der Seeküste, sondern auch im Binnenlande, damit die ganze Bevölkerung der Wohltat billiger Fischnahrung teilhaftig wird.

Europas Auswanderung nach dem Kriege.

Im Gegensatz zu der Ansicht hiesiger Einwanderungskreise über die Einwanderung aus Italien nach der Beendigung des Krieges, erklärt Dr. Francesco Saverio Nitti, Professor der Oekonomie an der Universität von Neapel, und Mitglied des italienischen Parlaments, daß die Auswanderung aus den europäischen Ländern nach überseeischen Ländern gering sein werde.

Dr. Nitti hat viel dazu beigetragen, Arbeiterverbände in ganz Italien zwecks einer Kooperation zwischen Arbeit und Regierung zu gründen. Er erklärt, daß trotz des Krieges die Arbeitskräfte sich in Italien vermehrten, und noch viele Jahre nach dem Kriege die Auswanderung aus Italien nach überseeischen Ländern gering sein werde.

Die normale Auswanderung aus Italien nach überseeischen Ländern habe jährlich 350,000 Personen betragen, abgesehen von solchen Leuten, die für ein Jahr als Saisongänger nach anderen Ländern zogen, und nach Italien zurückkehrten.

Diese Auswanderung hörte mit Beginn des Krieges auf, und während der Kriegsjahre sind eine Million Männer daheim geblieben, die gegenwärtig zu den Bewohnern Amerikas und anderer Länder hätten gezählt werden können. Außerdem wären aus dem Ausland während des Krieges 700,000 Mann zurückgekehrt. Obgleich die Verluste während des Krieges groß gewesen seien, wären sie unbedeutend im Vergleich mit diesen Ziffern gewesen, und dies erkläre die Tatsache, daß Italien nach dem Kriege eine stärkere Bevölkerung haben werde, als vor dem Kriege. Wenn eine Auswanderung nach dem Kriege stattfinden sollte, so würde sie nicht dem amerikanischen Kontinent gerichtet sein, sondern nach Frankreich und Belgien, wo Arbeitskräfte zur Rekonstruktion gebraucht werden würden.

Die Auswanderung aus anderen Ländern würde sehr gering sein, weil die Verluste an Menschen groß waren, und alle Arbeitskräfte in den Ländern gebraucht werden würden, um in den einheimischen Industrien verwendet zu werden. Außer Italien habe Oesterreich-Ungarn die größte Auswanderung gehabt, und diese Länder würden zweifellos die Auswanderung von Arbeitskräften verhindern. Ebenso würden Rußland und die Balkanländer ihre Arbeitskräfte brauchen, so daß eine Auswanderung aus diesen Ländern nach Beendigung des Krieges gering sein dürfte. Aus Frankreich und Deutschland sei die Einwanderung vor dem Kriege ohnehin gering gewesen, und jeder Mann würde gebraucht werden.

Der Reitknecht und die Briefe.

Aus dem Englischen übersetzt von Klemus.

„Reite in die Stadt und sieh, ob ein Brief für mich da ist," sagte Gutsbesitzer Egan eines Tages zu Andres, seinem Reitknecht. — „Ja, gnedig' Herr!" — „Du weißt Bescheid, wohin du zu gehen hast?" — „Nah die Stadt, gnedig Herr." — „Aber weißt du, wo da in der Stadt?" — „Ne, gnedig Herr." — „Und warum fragst du nicht, du Spitzbube?" — „Ick wart all finnen, gnedig Herr." — „Hab' ich dir nicht schon oft gesagt, du sollst fragen, wenn du mich nicht verstehst?" — „Ja, gnedig Herr." — „Und warum hast du's nicht?" — „Ick müggt Sei nich tau Last sollen, gnedig Herr."— „Verflucht noch mal," sagte der Gutsbesitzer, obwohl er sich das Lachen nicht verbeißen konnte über des Jungen Entschuldigung, warum er in seiner Unwissenheit verharre. „Doch gut," fuhr er fort, „geh aufs Postamt. Du weißt doch, wo das Postamt ist?" — „Ja, gnedig Herr, wo's dat Scheibpulver verkopen." — „Hast du doch mal recht," sagt der Gutsherr; denn Seiner Majestät Postmeister hatte das Privilegium, mit dem erwähnten Schießmaterial zu handeln. „Geh also nach dem Postamt und frage nach einem Briefe für mich. Aber merk es dir, nicht Schießpulver, sondern einen Brief." — „Jawoll, gnedig Herr," sagte Andres, schwang sich aufs Pferd und ritt nach dem Postamt. Als er beim Laden des Postmeisters ankam, der einen lebhaften Handel in Material-, Eisen-, Tuch- und Leinenwaren betrieb, pflanzte er sich beim Schalter auf und sagte: „Ick müggt en Brief hewwen, wenn S' so gaud sinn willen?" — „Für wen?" sagte der Postmeister in einem inquirierenden Ton, den Andres für einen Angriff auf die Heiligkeit des Privatlebens hielt; so glaubte er denn, die höchste Verachtung, mit der er die impertinente Neugier des Postmeisters strafen könne, bestände darin, seine Frage zu wiederholen: „Ick müggt üm einen Brief bidden!" — „Für wen?" wiederholte der Postmeister. — „Wat geiht Sei dat an?" sagte Andres. Der Postmeister amüsierte sich über seine Einfalt und setzte ihm auseinander, er wisse nicht, was für einen Brief er ihm geben solle, wenn er ihm nicht seinen Auftrag näher angebe. — „De Updrag, den ick heww, is, hier en Brief tau haen, dat's min Updrag." — „Wer gab Ihnen diesen Auftrag?" — „Mien Herr!" — „Und wer ist Ihr Herr?" — „Geiht Sei dat ook wat an?" — „Nun, Sie Dummkopf, wenn Sie mir seinen Namen nicht angeben, wie kann ich Ihnen einen Brief für ihn geben." — „Sei künnen dat ganz good, wenn Sei bloß willen, äwer staats dessen fragen Sie mi allerhand dumm Tüg un glöwen ja woll, ick bün 'n beten dußlich." — „Machen Sie, daß Sie raus kommen; Ihr Herr muß gerade so ein Esel sein, wie Sie selbst, solchen Boten zu schicken." — „Dat soll Sei flücht bekomen," sagte Andres, „also Baudsbesitzern Egan schimpfen Sei Esel!" — „Oh, Gutsbesitzer Egan ist also Ihr Herr?" — „Ja, hewwen Sei wat dorgegen?" — „Nein, bloß, daß ich Sie nie vorher gesehen habe." — „Dunnerlüchting, un Sei fälen mi ok nich wedder tau seihn kriegen, wenn't op mi ankümmt!" — „Ich kann Ihnen keinen Brief für den Gutsbesitzer geben, bis ich nicht ganz bestimmt weiß, daß Sie sein Diener sind. Kennt Sie hier jemand in der Stadt?" — „'n ganzen Hümpel," sagte Andres, „sind nich all so dumm, wie Sei." — Grade in diesem Augenblick kam jemand, der den Burschen kannte, herein und versicherte dem Postmeister, er könne ihm ruhig den Brief für den Gutsbesitzer geben. — „Haben Sie auch einen für mich?" — „Jawohl," sagte der Postmeister, und holte einen hervor; „dreißig Pfennige." — Der Herr bezahlte die dreißig Pfennige Porto und ging mit seinem Brief los. — „Hier ist der Brief für den Gutsherrn," sagte der Postmeister, „Sie haben neunzig Pfennig Porto zu bezahlen." — „Wofür soll ick nögentig Penning betahlen?" — „Porto." — „Den Düwel ock, hewwen Sei nich eben des' Minut Herrn Torsten en Breif för dörtig Penning laten und den sien was gröter as dis! Un mi möchten 'S nu nägentig Penning för so'n lütt krumm Ding afnehmen. Gläwen Sei, ick bün ein Schapskopp?" — „Glauben? Nein, das weiß ich genau," sagte der Postmeister. — „Schönen Dank för't Kumpelment, dat's nüdlich von Sei, wirklich nüdlich. Aewer hollen 'S mi nu nich up; hier sind dörtig Penning un nu gewen 'S mi den Breif." — Er wartete eine halbe Stunde, gleichgültig gegen die Flüche des Postmeisters, und ging schließlich fort, als er sah, daß er keine Gerechtigkeit für seinen Herrn erlangen konnte; denn er war der Ansicht, sein Herr sei genau so gut, wie jeder andere, und diese Anschauung bestimmte ihr, nicht mehr als dreißig Pfennige zu geben.

Der Gutsbesitzer wartete währenddessen ungeduldig auf des Burschen Rückkehr, und als dieser endlich auf der Bildfläche erschien, fragte er hastig, ob ein Brief für ihn da wäre.— „Dor was ein, gnedig Herr," sagte Andres. — „Her damit!" — „Ick heww'n nich, Herr." — „Ich versteh' dich nicht." — „Hei wull'n mi nich geben." — „Wer wollte ihn dir nicht geben?" — „Dei oll Bedreiger inne Stadt! Hei föret mi drei dumwelt Port aff!" — „Das wird schon seine Richtigkeit haben; warum in aller Welt bezahltest du nicht, was er forderte?" — „Aewersten, gnedig Herr, füll ick't ruhig mit anseihen, dat he Sei da Fell äwer die Uhren treckt? Dat is kein dumwelten Breif, nich halb so groot as de, den Herr Torsten för dörtig Penning treg — vör mien sichtlichen Ogen." — „Du bringst mich noch dazu, daß ich dir den Hals breche, du Bagabund. Reit zurück auf Leben und Tod, du verrücktes Huhn, bezahle, was er verlangt, und bring mir den Brief." — „Aewersten, gnedig Herr, hei betöfft sei vör mien sichtlichen Ogen für dörtig Penning dat Stück!" — „Reit' zurück, du Lump, oder ich will dich mit der Reitpeitsche traktieren, und wenn du länger als eine Stunde bleibst, laß ich dich wie 'ne Ente im Pferdeteich ersäufen."

Andres verschwand und stattete dem Postamt eine zweite Visite ab. Als er ankam, erhielten gerade zwei andere Personen Briefe, die der Postmeister von einem großen Bündel, das vor ihm auf dem Schalterbrett lag, nahm; zur selben Zeit warteten aber auch viele Ladenkunden darauf, bedient zu werden. — „Ick kam nah den Breif!" sagte Andres hastig. — „Ich werd' Sie schon bedienen, wenn die Reihe an Ihnen ist." — „De Herr hett't sihr hill, den Breif tau kriegen." — „Mag er warten, bis er schwarz wird." — „He fleiht mi tod, wenn ich nich glickst werra trügg kam." — „Das freut mich." — Auf alles Drängen und Bitten antwortete der Postmeister mit derartigen herausfordernden Antworten. Da gewahrte Andres den Haufen Briefe, der auf dem Schalterbrett lag, und während der Postmeister mit Abwiegen von Seife und Tabak beschäftigt war, versuchte er, sich zwei Briefe von dem Haufen anzueignen, und als er das bewerkstelligt hatte, wartete er ganz geduldig, bis es dem großen Mann gefiel, ihm das Sendschreiben für seinen Herrn zu geben.

Dann bestieg Andres seine Mähre, und triumphierend über den Trick, den er dem Postmeister gespielt hatte, jagte er die Landstraße hinunter, so schnell sein Pferd ihn nur tragen wollte. Als er vor dem Gutsbesitzer erschien, strahlte sein Gesicht vor Freude und in seinen Mienen drückte sich ein überlegenes Selbstbewußtsein aus, das sein Herr sich gar nicht erklären konnte. Dann holte er aus den Untiefen seiner Tasche die Briefe hervor, schwang sie wie eine Siegestrophäe über seinem Kopf, legte sie dann auf den Tisch, an dem sein Herr saß, und sagte:

„Na, hett hei ok de nägentig Penning ut mir rut quetscht, so heww ick Sei ok den Wiert för brächt, gnedig Herr!"

Aus Kindermund.

Josi, das zweijährige Nesthäkchen der Familie, wird bei Tisch aufgefordert, zu beten: „Lieb' Jesulein, komm, iß mit mir!" Schon hat der kleine Kerl begonnen, als er plötzlich erklärt: „Josi betet nicht!" Auf die erstaunte Frage der Mutter erwidert er mit spitzbübischer Miene: „Süße Speise will Josi allein essen!"

— Fatale Verteidigung. Geck (zu einer ihn abwehrend behandelnden Dame): „Ich glaube, Gnädigste, Sie halten mich für einen Dummkopf. Sie haben aber gar kein Recht dazu, bevor Sie mich näher kennen."

AN UNSCIENTIFIC PROFITS TAX.

UNJUST DISCRIMINATION IN FAVOR OF INEFFICIENT CORPORATIONS IS CHARGED.

In view of the fact that the principle of excess profit taxes has been retained in the war tax bill as adopted by both houses of Congress the following article of The New York Evening Mail, although written before the bill received its final sanction, is of special interest:

The excess profit tax, in its present form, is so unjust that the business interests of the country are properly protesting against it. They are not objecting to the high rate of the levy upon excess profits, but upon the manner in which that levy is made. Some people seem to think we have a war profits tax pending in Congress. We have nothing of the sort. We have an excess profit tax—a tax on all 1917 profits in excess of an arbitrary standard set down in the law, 6 or 8 or 10 per cent. on the capital of the corporation or partnership.

There are two concerns in New York state, each capitalized at $100,000. Before the war one of them, corporation A, was inefficiently managed. It earned 2 per cent. on its capital, or $2,000. Corporation A expects to earn $30,000 more in 1917; that is $32,000 in all. Under the excess profits bill as reported by the Senate, this corporation will pay a tax on its 1917 earnings above 6 per cent., that is, above $6,000. It will thus pay a tax on $26,000 "excess profits."

Corporation B, likewise capitalized at $100,000, was efficiently operated before the war. It annually earned 40 per cent. on its capital, or $40,000. It likewise will report an increase of $30,000 in its earnings for 1917. In 1917 it will earn $70,000. Under the Senate bill, corporation B will pay tax on all its 1917 earnings in excess of $10,000, 10 per cent, on its capital (10 per cent. is the maximum reduction to be allowed). So corporation B will pay a tax on 1917 "excess profits" of $60,000.

There is no justice in this process of penalizing corporations that were efficient before the war, and subsidizing those that were inefficient. Each of these corporations had war profits of $30,000. Each of them ought to be taxed on $30,000. That is, we ought to have a "war profits" tax based on the simple differences in earnings between 1917 and the pre-war period. What the Senate has proposed is a tax on all profits in excess of an arbitrary standard which is falsely assumed to be applicable to all the corporations of the country.

The United States Treasury Department can furnish Congress with an unerring statement of the war profits made by American corporations. Those war profits are simply the difference between the net earnings reported by the corporations paying corporation income taxes in 1911-13, and the earnings reported by these same corporations to the income tax collectors in 1917. When we have this certain, just measure of war profits, why turn to the creation of an uncertain, unjust arbitrary standard of "excess" profits, many of which are not war profits at all?

The English Government taxes war profits and levies upon them a rate of 80 per cent. America proposes to tax excess profits and finds that such a tax will bring hardship in so many cases that the Senate said it was unsafe to levy a higher average rate than 31½ per cent. Let us turn to the British method of applying the tax only to those profits due to the war. Then, when we have adopted a fair method of taxation, let us turn to the British practice of levying rates far in excess of the miserable 31½ per cent. which we propose to-day.

— Die schöne Aussicht. Herr (der ein Zimmer mieten will): „Sie schreiben mit schöner Aussicht? Ich sehe hier gegenüber aber ein vierstöckiges Haus stehen."

Zimmervermieterin: „Ja — es ist aber ein Damenpensionat!"

RAILROADS AND HUNGER IN RUSSIA.

DIFFICULT PROBLEM TO BE SOLVED WITH THE ASSISTANCE OF THE UNITED STATES

Here is a dispatch from Changchun, a railroad center in Manchuria, which throws a vivid light on one of the problems which Russia must solve, and in the solution of which American enterprise, financial resources and technical skill can aid more powerfully than any other agency:

Manchurian and Siberian wheat probably will be exported to America to replace American wheat shipped to the entente allies in Europe. Because of the lack of locomotives and cars, it is impossible to send the wheat surplus from eastern Asia into European Russia. At scores of railway stations in Siberia and Manchuria sacks of wheat only slightly protected by temporary sheds are rapidly deteriorating.

Russia is in the grip of hunger. It frequently has been in the grip of hunger in normal times. This grip is tightening as the machinery of state disintegrates under the stress of war and of aimless agitation. Russia is facing this winter one of the worst disasters in its history—the disaster of a general famine.

The reasons for these periodic famines are the same now as they have been in the past. The granary of Europe produces enough wheat to feed itself and the rest of Europe besides. But it is unable to distribute it because of the inefficiency of its railroad service. At the present ominous time—ominous for the millions of Russia—the wheat producers of Siberia and Manchuria are planning to export their product to America because they lack the facilities for its distribution in the famishing interior.

One of the great outstanding problems of Russia is the reconstruction of its railway service. The Russian government realizes this fact. All thinking Russians realize it. A few days before the publication of the dispatch cited above a Russian newspaper, the "Russkoye Slovo", published in this city, said editorially:

The federal government of the United States recently appointed a special railroad war commission. During the brief period of its activities this commission has succeeded in increasing the freight-carrying capacity of the American railways by 26 per cent. The commission hopes to be able to effect further material increases in the freight carrying capacity of the railroad without making any essential changes in their rolling stock. It would be a good plan to hand over to such Americans the direction of the Russian railway lines. Americans in Russia could reduce time and distance to a minimum as they have reduced them in the United States.

Here is a great opportunity for American enterprise. Here is a great opportunity for American capital and American technical skill, not only to confer a vast material benefit upon the Russian people, but to render important aid in making the Russian democracy a success.

The only obstacle to the application of American money and American brains to the overshadowing material problem of Russia is the extreme anti-capitalistic legislation, inspired by socialist dreamers, which has made Russia an uncertain place for the activities of capital, whether American or Russian.

Russia must set its house in order. It must secure the rights of property. It must restore the plunging ship of state to an even keel. When it has made Russia safe for industrial enterprise, Americans will be willing and able to perform for Russia the service of railroad organization without which Russia will continue to starve from time to time, whether in war or in peace.

(New York Evening Mail.)

THE NEW AMERICA.

SUBORDINATION TO PUBLIC GOOD BY ALL CLASSES MARKS SOCIAL REVOLUTION.

From The Chicago Tribune.

No sensible person assumes that in the quick conversion of an individualistic competitive system into a cooperative system the readjustment will be precise. It may be unfair. Decisions which subordinate corporation privileges to national good may suffer from lack of sufficient knowledge. Margins of profit may be too small or too large.

The experimental character of the fixing of prices for steel is conceded. It contributes to the willingness of the steel manufacturers to submit to the large reductions ordered by the government. Submission was necessary under the new system of war government which now prevails, but the government needs more than submission. It needs willingness on the part of the steel makers to keep production at its greatest possible volume. This willingness has been expressed.

The conscription of national power proceeds with a facility which might be disturbing to the enemy of the United States. When America was regarded as negligible—as, unhappily for the peace of the world, it was—the unfortunate presumption was that the stupid, inert giant could not coordinate its muscles. Mind, legs, and arms would not work; would not perceive and act; could not register impulses and convert them into action.

Misguided opinion, unhappily misguided to really tragic consequences, conceived the United States as a futilely twitching giant, sprawled out in helpless confusion, a confusion aggravated by attempts to bring form out of it.

This opinion prevailed and may yet prevail in Germany; may yet prevail in spite of the fact that American procedure since the United States entered the war has squared with German ideas of autocratic direction and efficiency.

The mobilization of forces, of men and machinery, money and raw materials, foods and all necessities, proceeds upon a principle of general subordination to public good, and there has been no successful opposition to the adoption of the principle and little important outcry against it.

The application of the selective draft, the fixing of prices, the coordination of producing and transporting factors in military and civil life all go ahead, with whatever mistakes, at least with no confusing uncertainty and no disturbing resistance.

The American social revolution is an astonishing one. It is touching the habits, money, liberty, and personal freedom of the American people in the most intimate fashion, and there is no protest and no complaining which is worthy of note.

The people seem eager for direction and advice willing to submit to control, unquestioning in their acceptance of government orders and restrictions. They give what they are asked to give, in both men and money. They accept new conditions and adhere to new principles which are necessary for the successful conduct of war.

It is this cooperation, submission, and coordination, heightened by courageous spirit and toughened by determination, which will make the United States, when fully equipped, as formidable in fact as it has been known to be in possibility.

The muscles of America will move in coordinated harmony at the direction of a will devoted to one purpose. The powers of the United States will all be brought into working relation to each other for the accomplishment of this purpose and the certain result will be accomplishment.

Any doubt that the United States will be able to use what it has may be set out of consideration. The new America is what its fondest patriots hoped it would become—the great republic of all time.

— Sie kennen sich. „Ich mußte zu Dir ins Kontor kommen lieber Mann, solche Sehnsucht hatt ich plötzlich nach Dir!"